

Regelmäßigkeiten und Typen

Das Durchschnittshandeln in Max Webers Methodologie

Wulf Hopf

Pädagogisches Seminar, Georg-August-Universität, Baurat-Gerber-Str. 4–6, 3400 Göttingen

Zusammenfassung: Anhand der methodologischen Schriften Webers verfolgt der Aufsatz die jeweiligen Gegenkonzepte zum Idealtyp, die sich auf empirische Durchschnitte von sozialen Gebilden und Handlungen beziehen und zeitlich als Regelmäßigkeiten des Handelns in Erscheinung treten. Im ersten Schritt scheint sich zu bestätigen, daß die Bildung von Durchschnitten des Handelns nur einen begrenzten und eher unwichtigen Teil der Weber'schen Methodologie ausmacht. Dem entspricht sein Diktum, der empirisch-statistische Durchschnittstyp bedürfe keiner besonderen methodischen Erläuterung. Jedoch zeigt sich im zweiten Schritt, bei der Analyse der empirischen Geltung einer gesetzten Ordnung, daß diese Einschätzung nicht haltbar ist. Hier entwickelt Weber eine komplexe methodologische Argumentation, die systematische Anregungen für eine empirische Sozialforschung enthält, welche nach „generellen Regeln des Geschehens“ sucht.

1. Vorbemerkung*

In der kritischen Auseinandersetzung mit Max Webers Methodologie haben die Wertbeziehung und die Werturteilsfreiheit, der Idealtyp und das deutende Verstehen den Mittelpunkt der Diskussion gebildet. Dieser Beitrag soll demgegenüber die Aufmerksamkeit auf einen vernachlässigten Aspekt lenken – auf Webers Auffassung vom Handeln Vieler, dessen subjektiv gemeinter Sinn „durchschnittlich und annähernd in einer gegebenen Masse von Fällen“ tatsächlich vorliegt und nicht als reiner Typ konstruiert wird (1976: 1). Bei den verschiedenen Gelegenheiten, die Logik der Naturwissenschaften, der Geschichte und anderer Sozialwissenschaften zu erörtern, grenzte Weber diesen Bereich des „Durchschnittshandelns“ mehrerer Akteure – wie es hier abgekürzt werden soll – sehr sorgfältig als Objektbereich ab. Wo immer er grundlegende Definitionen gab, unterschied er tatsächliches oder konstruiertes Handeln von Einzelnen und von Mehreren/Vielen, die etwa als Gruppen, Gebilde/Organisationen, Kollektive oder Bewegungen organisiert sein können.

Als Minimalbedingung dieses tatsächlichen Handelns Vieler reicht aus, daß sich – wie bei einer „Massenerscheinung“ – eine Vielzahl einzelner Menschen sinnhaft in gleicher Weise orientiert, z. B. bei der Orientierung an einer gemeinsamen religiösen Vorstellung oder an einer ökonomischen Interessenlage (vgl. Weber 1973: 48). Aber bei den meisten sozialen Beziehungen, Gruppen und Ge-

bilden ist davon auszugehen, daß die Beteiligten mit ihrem Handeln einen jeweils unterschiedlichen, aber aufeinander bezogenen Sinn verbinden. (1976: 13f) Dies folgt allein schon aus der Differenzierung unterschiedlicher Tätigkeiten, Funktionen und Positionen.

Geschichte und Soziologie greifen nach Webers Vorstellung in verschiedener Weise auf das tatsächliche, in einer Mehrzahl von Fällen vorliegende Handeln zu: während die Geschichte die kausale Analyse und Zurechnung individueller, kulturwichtiger Handlungen, Gebilde und Persönlichkeiten anstrebt, bildet die Soziologie Typenbegriffe und sucht „generelle Regeln des Geschehens“ (1976: 9). Obwohl Weber durchaus auch individuelle Gleichförmigkeiten oder „Muster“ des Handelns im zeitlichen Ablauf berücksichtigt, bilden erst die Handlungen vieler Akteure die Grundlage, um über Regeln, Regelmäßigkeiten oder allgemeine „Gesetze“ des Handelns im Sinne eines „wenn–dann“ nachzudenken:

„Es lassen sich innerhalb des sozialen Handelns tatsächlich Regelmäßigkeiten beobachten, d. h. in einem typisch gleichartig *gemeinten Sinn* beim gleich Handelnden sich wiederholende oder (eventuell auch: zugleich) bei zahlreichen Handelnden verbreitete Abläufe von Handeln. Mit diesen *Typen* des Ablaufs von Handeln befaßt sich die Soziologie, im Gegensatz zur Geschichte als der kausalen Zurechnung wichtiger, d. h. schicksalhafter, Einzelzusammenhänge.“ (1976: 14 – Kursives, wie bei allen folgenden Zitaten, im Original gesperrt)

Die Bildung reiner Typen macht den theoretisch-konstruktiven, ja fiktiven Teil der Soziologie, die Suche nach generellen Regeln des Geschehens ihren empirisch kontrollierten Teil aus. Die Soziolo-

* Für wertvolle Hinweise bei der Überarbeitung des Manuskripts danke ich Constans Seyfarth.

gie unterzieht sich beiden Aufgaben auch unter dem Gesichtspunkt, der historischen kausalen Zurechnung der kulturwichtigen Erscheinungen einen Dienst zu leisten (1976: 9). Das aber heißt implizit, daß die Typenkonstruktion und Regelsuche um anderer als historischer Fragen willen erfolgen kann. Soziologie und Geschichte treffen sich in der grundlegenden Prämisse der Weberischen Methodologie, daß die Erkenntnis der historischen und kulturellen Wirklichkeit keine „voraussetzungslose“ Abbildung „objektiver“ Tatsachen sein kann, sondern daß die Kulturvorgänge stets im Hinblick auf Vorstellungen und Wertideen ausgewählt und „eingefärbt“, d. h. konstruierte Wirklichkeit sind (1973: 1980, 192f).¹

Mit diesen nur ganz knapp rekapitulierten Grenzziehungen hat Weber nichts weniger als das gesamte Feld der empirischen und historischen Sozialforschung als Untersuchung des durchschnittlichen, sinnhaft orientierten Handelns einer Mehrzahl von Akteuren umschrieben. Es selbst führte bekanntlich empirisch-statistische Untersuchungen zur Lage der ostelbischen Landarbeiter durch, begann eine Studie zur beruflichen Auslese und zum Berufsschicksal der Arbeiterschaft in der Großindustrie, untersuchte in einem Textilbetrieb anhand von Geschäftsdokumenten Determinanten der Arbeitsleistung, kommentierte andere Untersuchungen, entwarf und betreute empirische Projekte.²

Obwohl das durchschnittliche Handeln Vieler in Webers Aufgabenbeschreibung der Soziologie und in seiner eigenen Forschungspraxis eine beträchtliche Rolle spielte, befaßte er sich methodologisch – wie die meiste Sekundärliteratur³ – vor allem mit dem begrifflich konstruierten, reinen Idealtyp und schien das durchschnittliche, wiederkehrende Handeln in einer Masse von Fällen anscheinend für methodologisch unproblematisch oder wenig ergiebig zu halten: Daß die Soziologie „nach Gelegenheit auch den *Durchschnitts*-Typus von der Art der empirischen-statistischen Typen verwendet: – ein Gebilde, welches der methodischen Erläuterung nicht besonders bedarf, versteht sich von selbst.“ (1976: 10)

Dabei wiesen seine empirischen Untersuchungen – wie Lazarsfeld/Oberschall (1965) zeigten – eine Fülle von Anregungen auf, die im Sinne der späte-

² Lazarsfeld/Oberschall (1965) analysieren in ihrem immer noch lesenswerten Aufsatz die folgenden sechs Arbeiten Webers:

1. Die Verhältnisse der Landarbeiter im ostelbischen Deutschland. (Preußische Provinzen Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien, Brandenburg, Großherzogtum Mecklenburg, Kreis Herzogtum Lauenburg). Dargestellt auf Grund der vom Verein für Socialpolitik veranstalteten Erhebungen. Schriften des Vereins für Socialpolitik. LV. Die Verhältnisse der Landarbeiter in Deutschland. 3. Bd. Leipzig 1892 (Duncker & Humblot)

2. Die Erhebung des Evangelisch-sozialen Kongresses über die Verhältnisse der Landarbeiter Deutschlands. In: Die Christliche Welt. Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände, 7. Jg. (1893), Nr. 23, Sp. 535–540.

3. Methodologische Einleitung für die Erhebungen des Vereins für Sozialpolitik über Auslese und Anpassung (Berufswahlen und Berufsschicksal) der Arbeiterschaft der geschlossenen Großindustrie (1908). In: Ges. Aufsätze zur Soziologie u. Sozialpolitik. Tübingen 1924, S. 1–60 (J. C. B. Mohr)

4. Zur Psychophysik der industriellen Arbeit (1908–1909). In: Ges. Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik, a. a. O., S. 61–255.

5. Zur Methodik sozialpsychologischer Enquêtes und ihrer Bearbeitung. A. Levenstein, Aus der Tiefe, 1908. Des., Arbeiter-Philosophen und -Dichter, Bd. 1, 1909. Ders., Lebenstragödie eines Tagelöhners, 1909 [Besp.]. In: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik 29. Bd. (1909), H. 3, S. 949–958.

6. Geschäftsbericht und Diskussionsreden auf den deutschen soziologischen Tagungen (1910, 1912). Abgedr. in: Ges. Aufsätze zur Soziologie u. Sozialpolitik, a. a. O., insbes. S. 434–449 (Projektidee zur Soziologie des Pressewesens).

Die meisten der von Weber betreuten Dissertationen waren wirtschafts- und sozialstatistische Arbeiten, die z. T. auf dem Material der Landarbeiter-Untersuchung des Evangel.-sozialen Kongresses (1893) basierten (so S. Goldschmidt, A. Grunenberg, A. Klee). Auch M. Offenbacher (zum Thema Konfession und soziale Schichtung), W. Abelsdorff (Sozialstatistik der deutschen Buchdrucker) und L. Wegener (Wirtschaftsstatistische Untersuchung der Provinz Posen) arbeiteten wirtschafts- und sozialstatistisch, während E. v. Richtenhofen eine historisch-politische Arbeit zur Arbeiterschutzesetzgebung anfertigte. Vgl. die entsprechenden Hinweise bei Käsler (1978: 172, 519f). Käslers Beitrag gibt einen guten Überblick über Webers empirische Arbeiten.

³ Z. B. Weiß 1975, Burger 1976, Prewo 1979. Allenfalls erörtert die Sekundärliteratur Probleme des *individuellen*, motivgeleiteten Handelns (z. B. Turner 1983; Wagner/Zipprian 1985; Lindner 1986). Das ist bedauerlich, weil bestimmte Besonderheiten der idealtypischen Konstruktion nicht zu verstehen sind ohne den Kontrast zum durchschnittlichen Handeln in einer Vielzahl von Fällen.

¹ So spricht Weber von der „diskursiven Natur des Erkennens: der Umstand, daß wir die Wirklichkeit nur durch eine Kette von Vorstellungsveränderungen hindurch erfassen“ (Weber 1973: 195). Zu diesem Aspekt vor allem Tenbruck (1959: 598ff).

ren Survey-Forschung hätten entwickelt werden können: Überlegungen zur Auswahl von Befragten und zur Befragungstechnik, zur Berücksichtigung subjektiver Deutungen, zur Bildung empirischer Typen, zur statistischen Analyse (systematischer Gebrauch von Kreuztabellierungen) und zur quantitativen Inhaltsanalyse. Aber den für Lazarsfeld/Oberschall entscheidenden letzten Schritt: die Übersetzung von subjektiven „Attitüden“, von „Anschauungen“, „Bewußtsein“ oder „Gesinnung“ in eine zu messende Variable „Einstellungen“ (attitudes), die mit Indikatoren des Handelns genauso in Beziehung gesetzt werden kann wie objektive Situationsmerkmale – diesen Schritt ging Weber zum Leidwesen Lazarsfelds und Oberschalls nicht (1965: 191).

Den Grund für diese „Ambivalenz“ sahen sie in Webers biographisch bedingter Abwehr psychologischer Erklärungen, die ihn das Einstellungskonzept aus der Soziologie fernhalten ließ; in den verständlichen, aber überzogenen Abgrenzungsbestrebungen der jungen Disziplin zu andern Fächern und in der philosophischen Tradition der deutschen Handlungstheorie, die Weber mit seinem – für die Verfasser unklaren, entbehrlichen und Verwirrung stiftenden – Begriff des Idealtyps fortsetzte. Der Idealtyp behinderte in den Augen Lazarsfelds den Fortschritt der empirischen Sozialforschung; er gehörte zur „alten Methodologie“ (Lazarsfeld 1965: 39).

So verdienstvoll die verallgemeinernde Reanalyse der empirischen Forschungspraxis Webers durch Lazarsfeld/Oberschall immer noch ist⁴, so zweifel-

⁴ Vgl. als neuere Analysen der empirischen Arbeiten Webers: F. Heckmann (1979), I. Gorges (1980), G. Schmidt (1980), H. Kern (1982, insbes. S. 83ff)

⁵ Überdies ist fraglich, ob die Abwehr des sozialpsychologischen Einstellungskonzepts das einzige Hindernis zur Weiterentwicklung der empirischen Forschungsmethoden Webers darstellte. Lazarsfeld/Oberschall bemerken – wie auch andere Autoren –, daß Webers Sprache in seinen späteren methodologischen Arbeiten stärker „probabilistisch“ wurde, wie sich am häufigen Gebrauch des „Chancen“-Begriffs ablesen läßt. Aber obwohl Weber die Wahrscheinlichkeitsrechnung kannte (1973: 68, 269f, 284f) und eine klare Idee von der Ermittlung nicht-zufälliger Beziehungen zwischen Faktoren über das Ziehen von Stichproben entwickelte (1973: 285f – das Beispiel des „gezinkten Würfels“), übertrug er diese Idee nicht auf Zufallsstichproben in der empirischen Sozialforschung. Darin ist ebenfalls ein Hindernis auf dem Wege zu modernen Verfahren quantitativer Forschung zu sehen, das der Vernachlässigung des Einstellungskonzepts gleichrangig ist.

haft bleibt ihre Interpretation der Weberschen „Ambivalenz“. Die methodologischen Schriften Webers nur an Rande zur Kenntnis nehmend, beschränkten sie sich auf ein oberflächliches und verkürztes Verständnis des Idealtyps. So konnten sie nicht fragen, ob bestimmte inhaltliche Gründe Weber möglicherweise hatten zögern lassen, psychologischen Erklärungen des Handelns ein größeres Gewicht einzuräumen und entschlossen die Richtung einer quantitativen, messenden Einstellungsforschung im späteren Sinn einzuschlagen.⁵

Die von Lazarsfeld und Oberschall aufgeworfene Frage ist hier nur der Ausgangspunkt, um sich der Weberschen Methodologie unter einem bestimmten Blickwinkel zu nähern: dem Verständnis von empirischen Durchschnitten des Handelns Vieler, das den idealtypischen Konstruktionen teils entgegengestellt wird, teils in ihnen aufgehoben zu sein scheint. Dieser Blickwinkel kann überhaupt nur sinnvoll verfolgt werden, wenn zugleich die begriffliche und theoretische Konstruktion reiner Typen des Handelns mitgedacht wird. Aber statt nur zu fragen, was unter Idealtypen zu verstehen ist und in welchem Sinn sie eine spezifische Neuschöpfung darstellten, steht die *Beziehung* von idealtypischer Konstruktion und empirischer Erfassung der „allgemeinen Regeln des Geschehens“ im Zentrum der Betrachtung.

Ich werde im ersten Schritt darlegen, daß Weber in verschiedenen Kontexten und mit verschiedenen Gründen das tatsächliche, durchschnittliche Handeln vieler Akteure für ein Randproblem seiner methodologischen Überlegungen hielt. Als er in einer frühen Phase seiner wissenschaftstheoretischen Arbeiten (1904) den Idealtyp historischer Individuen entwickelte, begriff er diese als so komplexe und einzigartige Erscheinungen, daß sie weit außerhalb der Reichweite von Durchschnittstypen und Gattungsbegriffen lagen. In einem ganz andern Kontext, der Entwicklung der „Soziologischen Grundbegriffe“ (1917/18), war es die Auffassung vom heterogenen, durch Kampf der Motive bestimmten Handeln, welche nur in Ausnahmefällen die „Durchschnittsbildung“ in einer, homogenen Dimension zuließ. Man kann beide so unterschiedlichen Argumente dahingehend zusammenfassen, daß es nach Ansicht Webers enge Grenzen für die Bildung empirischer Durchschnitte des Handelns in Geschichte und Soziologie gibt und daß die „eigentlich interessanten“ Fragen außerhalb dieser Grenzen liegen und deshalb auch einen andern methodischen Zugang, nämlich den Idealtypen bildenden, erfordern.

Scheint das Ergebnis dieses ersten Schritts das Vorurteil zu bestätigen, daß die Befassung mit dem tatsächlichen, durchschnittlichen Handeln einer Vielzahl von Akteuren zurecht am Rande steht, so zeigt die genauere Analyse der Beziehung zwischen idealtypischer Konstruktion und Auffassung vom tatsächlichen Handeln, daß das nicht der Fall ist. Weber kannte zwei verschiedene Verwendungsweisen von Idealtypen, insbesondere solchen des rationalen Handelns: zum einen sollten sie in der Form gedanklicher Konstruktionen des Wissenschaftlers als Maßstab dazu dienen, um abweichend vom reinen Typus die wirklichen Verhältnisse „zur Anschauung zu bringen“ oder andere als rationale Handlungsmotive in der Realität zu identifizieren. Der Idealtyp ist hier eine Fiktion („Utopie“) im Dienste der besseren Erkenntnis der Realität. Die Beispiele für diese Art der Verwendung des Idealtyps entnimmt Weber häufig der Geschichte und verknüpft sie mit dem Problem der Bestimmung der historischen Kausalität. Sie stellt für den Anti-Naturalisten Weber deshalb ein Problem dar, weil er das historisch gegebene Nacheinander der Ereignisse, die nun einmal geschehen sind, nicht einfach als „notwendig“ hinnehmen will, sondern nach begründeten Kausalzuschreibungen sucht (Diskussion der objektiven Möglichkeit und der adäquaten Verursachung). Indem mittels einer idealtypischen, bewußt irrationalen Konstruktion die Frage gestellt wird: was wäre gewesen, wenn eine Erscheinung einseitig bestimmt gewesen wäre (z. B. eine Kultur nur von den Wertungsinteressen privater Kapitalien beherrscht – 1973: 191f) – können, mit Hilfe von Annahmen über adäquate Verursachung, begründete Hypothesen über historische Folgen formuliert werden, die mit realen Ausgangsbedingungen und ihren Folgen zu vergleichen sind. In dieser Version des „Abstandsmaßes“ werden dem Idealtyp konfrontativ Begriffe von Durchschnittshandeln, Durchschnittstypen oder Gattungsbegriffe entgegengesetzt.

In der zweiten Verwendungsart fungiert der Idealtyp oder ein ihm nahekommendes Gedankengebilde als Orientierung für die Handelnden selbst. Er stellt somit einen positiven Erklärungsgrund für ihr Handeln dar – und der Soziologe analysiert wiederum dieses am Gedankengebilde orientierte Handeln der Akteure entweder im Lichte idealtypischer Konstruktionen oder auf der Suche nach „generellen Regeln des Geschehens“. Daher sind die Trennung der Standpunkte des Handelnden und des wissenschaftlichen Beobachters und ihr gleichzeitiger Bezug konstitutiv für diese Art der

Verwendung des Idealtyps. Handelt es sich z. B. um einen Idealtyp rationalen Handelns, so ist er nicht allein „ex negativo“ Maßstab für die Ermittlung nicht-rationaler Motive, sondern er kann – bei empirischer Betrachtung „allgemeiner Regeln des Geschehens – positive Handlungsursache sein. Die Beispiele, die Weber hier diskutiert (Geltung einer bestimmten Staatsidee, Geltung einer Ordnung, Orientierung an Regeln und Maximen), sind „soziologisch“ in dem Sinne, daß sie dem sich wiederholenden Alltagshandeln oder eher austauschbaren, jedenfalls nicht historisch ereignishaft zuzuordnenden, Konstellationen entstammen.⁶ Infolgedessen verändert sich auch das Problem der kausalen „Zurechnung“. Es handelt sich nicht mehr um die kontrafaktische Zurechnung der Wirkung historisch *eingetretener* Ursachen, sondern um die Ermittlung und Interpretation „kontemporärer“ empirischer Verknüpfungen. Anders als es bei der Fixierung auf die methodologischen Probleme der Bildung und „messenden Anwendung“ von Idealtypen erscheinen mag, eröffnet sich für die Betrachtung des tatsächlichen Durchschnittshandelns ein ausgesprochen komplexes methodologisches Feld, wenn die Handelnden an Idealtypen von Ideen orientiert begriffen werden.

Obwohl beide Verwendungsarten des Idealtyps schon in dem frühen Aufsatz „Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“ (1904) zu finden sind, verlagern sich im Verlauf der methodologischen Arbeiten die Gewichte: der Idealtyp als Maßstab zur Ermittlung empirischer Abweichungen bleibt durchgängig erhalten, aber die Betrachtungen zur tatsächlichen Orientierung der Handelnden an Ordnungen, Regeln und Maximen werden zunehmend reichhaltiger und differenzierter. In diesem Wandel könnte die verzögerte methodologische Verarbeitung von Erfahrungen mit empirischen Projekten zum Ausdruck kommen, die Weber seit den 90er Jahren gemacht hatte. Sie brachten ihn in wachsende Entfernung zur historischen Schule (Tenbruck 1959:

⁶ Das heißt nicht, daß diese alltäglichen oder austauschbaren Konstellationen „ungeschichtlich“ seien. Vgl. die Auseinandersetzung Webers mit Gottl's Wissenschaft vom Handeln, „die bei ihm das generalisierende Seitenstück zur historischen Erkenntnis desselben bildet“ (1973: 96f, noch Anm. 3). Auch wenn ihr Gegenstand „Ungeschichte“ oder „Alltag“ sei, müssen im Hinblick auf Wertideen selektiv historische oder nomothetische Begriffe gebildet werden.

603) und veranlaßten ihn, ein klareres Selbstbewußtsein als historisch und empirisch arbeitender Soziologe zu entwickeln (dazu Kern 1982 und Schmidt 1980: 87).

2. Begrenzungen der Durchschnittsbildung: historisches Individuum und Gattungsbegriff – Heterogenität und Homogenität von Motiven

Daß die empirische Analyse des durchschnittlichen Handelns Vieler keine besonderen methodologischen Probleme stellt, hat Weber an verschiedenen Stellen seiner methodologischen Schriften notiert. Je nachdem, ob er dabei die Entwicklung einer theoretisch anspruchsvollen Geschichtswissenschaft oder einer generalisierenden Handlungswissenschaft im Auge hatte, ändert sich die Begrifflichkeit, in der er diesen Gedanken zum Ausdruck bringt.

Im Aufsatz „Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“ (1904) steht die historische Begriffsbildung im Vordergrund; hier folgt Weber in der Kontrastierung von Idealtyp und Durchschnittsbildung der Unterscheidung Mengers, der zwischen „Realtypen“ und „strengen Typen“ unterschied (vgl. Tenbruck 1959: 588f). Idealtypen als „utopische“ Konstruktionen können nicht mit empirischen Durch-

schnittsbildungen identisch sein, wie Weber am Beispiel der „Stadtwirtschaft“ des Mittelalters erläutert: will man diese als „genetischen“ Begriff konstruieren, d. h. als einen Begriff zur Kennzeichnung des historischen Folgenreichtums, der „Tragweite“ einer Erscheinung⁷, so kann man nicht einfach einen „Durchschnitt der in sämtlichen beobachteten Städten tatsächlich bestehenden Wirtschaftsprinzipien bilden (1973: 191). Das wäre gewissermaßen zu „punktuell“ gedacht und würde längerfristige Folgen ausblenden. Wie Weber sich hier die „Durchschnittsbildung“ konkret vorstellt, kann nur vermutet werden; er unterscheidet nicht sehr genau zwischen der Konstruktion des Durchschnittsbegriffs „Stadtwirtschaft“ als Ensemble von Einzelelementen (u. a. „Wirtschaftsprinzipien“) und der Zuordnung der Einzelfälle im Sinne einer intuitiven oder quantitativ kontrollierten Auszählung.

Die Grenzen der Betrachtung von empirischen Durchschnitten werden auch dort sichtbar, wo Weber sich in einer wenig transparenten Diskussion mit dem Verhältnis von Idealtypen zu Gattungsbegriffen auseinandersetzt (1973: 201f). Er akzentuiert hier eine andere Dimension im (genetischen) Idealtyp eines historischen Individuums: nicht seinen Folgenreichtum, sondern seine „Einzigartigkeit“. Er muß deshalb der landläufigen Vorstellung entgegnetreten, das abstrakt Typische sei mit dem abstrakt Gattungsmäßigen identisch. Das ist es beim Idealtyp eines historischen Individuums wie Christentum, Kapitalismus gerade nicht, obwohl auch abstrakte Gattungsbegriffe definitiv in (genetische) Idealtypen eingehen und es Idealtypen von Gattungsbegriffen gibt (Bsp. „Wesen“ des Handwerks), denen die „genetische“ Komponente fehlt. Wie immer man die subtilen Unterscheidungen von einfachen oder abstrakten Gattungsbegriffen sowie Idealtypen von Gattungsbegriffen im einzelnen versteht: Überblickt man Webers verschiedenen Umschreibungen für Gattungsbegriffe, so sticht hervor, daß sie Definitionen von empirisch verbreiteten, in ihrer Kulturbedeutung noch nicht erschlossenen, relativ einfachen Teilmerkmalen oder Teilprozessen sind, die erst im Idealtyp verarbeitet werden:

„Je mehr es sich um einfache *Klassifikation* von Vorgängen handelt, die als Massenerscheinungen in der Wirklichkeit auftreten, desto mehr handelt es sich um *Gattungsbegriffe*, je mehr dagegen komplizierte historische Zusammenhänge in denjenigen ihrer Bestandteile, auf welchen ihre spezifische *Kulturbedeutung* ruht, begrifflich geformt werden, desto mehr wird der Begriff – oder

⁷ Für unser heutiges Wortverständnis eher fremd, benutzt Weber den Ausdruck „genetischer Begriff“ vorwiegend zur Kennzeichnung der „*Folggengeschichte*“ eines historischen Individuums, seiner „praktischen Bedeutung“ *heute* (vgl. auch das Beispiel des „Sektengeistes“, 1973: 194f). Nur im Zusammenhang mit den Bedingungen des Tausches (1973: 202) scheint es um die Entstehungsgeschichte zu gehen. – Den genetischen Idealtyp grenzt Weber vom Idealtyp von Entwicklungen ab (wie etwa die Umbildung der handwerksmäßigen in die kapitalistische Wirtschaftsform – 1973: 203). Hier geht es weniger um die Kulturbedeutung eines historischen Individuums als um den „Mechanismus“ der Transformation, verstanden als Ineinandergreifen von Teilprozessen (vgl. die von Weber beispielhaft aufgeführten „einfachen Faktoren“).

das Begriffssystem – den Charakter des *Idealtypus* an sich tragen.“ (1973: 202)⁸

Für Weber ist „Einzigartigkeit“ in den methodologischen Schriften der Jahre 1904 bis 1906 nicht einfach Unwahrscheinlichkeit als „Schnittmenge“ unterschiedlicher Gattungsbegriffe, sondern sie ist – im Hinblick auf Wertideen – auch ein werthaltiger Begriff, dem ein werthaltiger Begriff von „Durchschnitt“ gegenübergestellt wird. So lobt er an anderer Stelle die „feine Beobachtung“ Simmels, daß eine scharf umrissene, höchst individuelle Persönlichkeit tiefer und unzweideutiger verstanden werde. Dies „hängt mit der Struktur des historischen Erkennens zusammen: die ‚Einzigartigkeit‘ ist hier dasjenige, welches die Beziehung zum *Wert* herstellt und das spezifische *Interesse* am ‚Verstehen‘ des durch seine Eigenart Bedeutsamen auf sich zieht, welches mit jeder Annäherung zum ‚Durchschnitt‘ notwendig sinkt.“ (1973: 101). Zu dieser werthaltigen Auffassung von Einzigartigkeit und Durchschnitt von Menschen steht es nicht im Widerspruch, daß auch der „normale“ Mensch oder das „normale“ Handeln zu bestimmten Erkenntniszwecken idealtypisch konstruiert werden können (1973: 102).

Während im „Objektivitäts-Aufsatz“ von 1904 Durchschnittsbildungen und Gattungsbegriffe die Komplexität, Einzigartigkeit und den Folgenreichtum von (genetischen) Idealtypen für „historische Individuen“ verfehlen, gibt es eine parallele Einschätzung auf handlungstheoretischem Gebiet, die freilich ganz anders begründet wird. Weber hat sie eher beiläufig in den Erläuterungen zum §1 der „Soziologischen Grundbegriffe“ gegeben. Dort schreibt er, daß auf dem Gebiet der Soziologie

„Durchschnitte“ oder „Durchschnittstypen“ sich nur dort einigermaßen eindeutig bilden lassen, „wo es sich nur um *Gradunterschiede* qualitativ gleichartigen sinnhaft bestimmten Verhaltens handelt.“ (1976: 10) Lakonisch fügt er hinzu: „Das kommt vor.“ Aber in der Mehrzahl der Fälle sei das Handeln von qualitativ heterogenen Motiven bestimmt, zwischen denen ein Durchschnitt im eigentlichen Sinn gar nicht zu ziehen ist. An anderer Stelle spricht Weber vom Kampf einander widerstrebender Motive der Menschen, dessen Ausgang erst über das dominierende Motiv entscheidet (1976: 4). Gerade hier – in der faktischen Heterogenität der Motive menschlichen Handelns – liegt ein sachlicher Grund für die Notwendigkeit, Idealtypen rationalen Handelns zu bilden, wie er am Beispiel der Wirtschaftstheorie zeigt (1976: 10). Denn in ihnen, z. B. bei „rein wirtschaftlich orientierter Zweckrationalität“, ist die Homogenität des Handelns gedanklich hergestellt. Durch den Vergleich des fiktiven Verlaufs oder Ergebnisses des gedanklich konstruierten Handelns mit dem faktischen Handeln kann dann gefragt werden, welches Gewicht zweckrationale und andere Motive tatsächlich hatten.

Weber nennt in dieser Passage der „Soziologischen Grundbegriffe“ kein Beispiel für tatsächlich vorkommendes, „eindimensionales“ und daher der Durchschnittsbildung zugängliches Verhalten. Er könnte an die experimentalpsychologische Messung „bestimmter Äußerungen psychischer Vorgänge“ gedacht haben (1973: 120, Anm. 1). Hier wendet er gegen Münsterberg ein, daß die psychometrische Messung nicht die „Herstellung der Kommunikabilität *überhaupt*“ bedeute. Vielmehr steigere die psychometrische Messung nur die Bestimmtheit der Kommunikabilität „durch Quantifikation jeweils *einer* Äußerungsform eines ‚psychisch bedingten‘ Vorgangs.“ Dieses Beispiel läßt allerdings zweifeln, ob ein solches „eindimensionales“, psychisch bedingtes Verhalten noch Handeln im Sinne Webers sein kann.

Sieht Weber in der Heterogenität der Motive ein sachliches Hindernis für die soziologische Durchschnittsbildung, so stellt schließlich auch das Ausmaß ihrer Bewußtheit eine zusätzliche Grenze für die historische und soziologische Betrachtung dar. In der „großen Masse der Fälle“ verläuft das reale Handeln in dumpfer Halbbewußtheit oder Unbewußtheit, und bei „massenhaft gleichartigem Handeln“ wird der subjektiv gemeinte Sinn häufig nur von Einzelnen in das Bewußtsein gehoben (1976: 10).

⁸ Den Unterschied von gegenstandsconstitutiver gedanklicher Konstruktion und Gattungsbegriff illustriert Weber mit sichtlichem Vergnügen am Beispiel des Skatspiels:

„Der gedankliche Inhalt der ‚Norm‘ [d. i. die Spielnorm des Skatspiels – W. H.] ist also maßgebend für die Auslese des ‚Begriffswesentlichen‘ aus der Mannigfaltigkeit von Zigarrenrauch, Bierkonsum, Auf-den-Tisch-Schlagen, Raisonnements aller Art, in welcher sich ein echt deutscher Skat uns zu präsentieren pflegt, und dem zufälligen ‚Milieu‘ des konkreten Spieles. Wir ‚klassifizieren‘ einen Komplex von Vorgängen dann als ‚Skat‘, wenn solche für die Anwendung der Norm als relevant geltende Vorgänge sich darin finden. (...) sie konstituieren das empirische Kollektivum eines ‚Skatspiels‘ und den empirischen Gattungsbegriff ‚Skat‘.“ (1973: 340)

3. Das an gedanklichen Gebilden orientierte, tatsächliche Handeln und seine methodologischen Probleme

Bis zu diesem Punkt der Erörterung könnte man Weber darin recht geben, daß der Durchschnittstypus – ob als historischer oder als soziologischer – der methodischen Erläuterung nicht besonders bedarf. Das ändert sich jedoch, wenn Weber – die „Begriffsstenographie“ einmal verlassend – sich in die Frage hineindenkt, was etwa historische Individuen auf der Handlungsebene konkret bedeuten. Er diskutiert dies verschiedentlich als Problem der idealtypischen Analyse von Ideen, der Geltung einer Ordnung oder der Orientierung an Maximen und Regeln. In all diesen Fällen beziehen sich nicht mehr nur die Wissenschaftler auf Wertideen und gedanklich konstruierte Gebilde, sondern die Handelnden selbst. Damit entstehen neuartige methodologische Probleme der Wechselbeziehung von idealtypischer Konstruktion und Suchen nach generellen Regeln des Geschehens. Weber diskutiert diese Fragen zum ersten Mal in einer Passage des programmatistischen Aufsatzes „Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“, gibt ihr aber erst in dem späteren Aufsatz „Über einige Kategorien der verstehenden Soziologie“ (1913 – „Logos-Aufsatz“) breiteren Raum. In den kompakten Formulierungen der darauf aufbauenden „Soziologischen Grundbegriffe“ sind davon nur noch Spuren zu finden.

3.1 Übergänge zwischen Idealtypen und praktischen Idealen

Entsprechend seinem anti-naturalistischen Programm trennt Weber im „Objektivitäts-Aufsatz“ sprachlich sehr genau zwischen den die Menschen beherrschenden Ideen und Idealen einer Epoche und „denjenigen Bestandteilen der historischen Realität“, aus welchen der ihnen korrespondierende Idealtyp gebildet wird (1973: 195f). Obwohl beides – die Ideen/Ideale und die „Bestandteile“ der Realität, aus denen der den Ideen entsprechende Idealtyp gebildet wird – strikt zu trennen ist, bestehen zwischen Ideen und Idealtyp doch „regelmäßig bestimmte Beziehungen“ (1973: 196). Weber gibt als Beispiele die Idee des mittelalterlichen Nahrungsschutzes und den Begriff des wirtschaftlichen Werts.

Damit stellt er das Verhältnis von Idealtyp einerseits und Gattungsbegriff/Durchschnittstyp andererseits auf eine Grundlage, die über begriffslogische Erwägungen weit hinausreicht und dem

durchschnittlichen, regelgeleiteten Handeln zentrale Bedeutung zuweist. Die Frage impliziert nicht nur die Erklärung faktischen Durchschnittshandelns aus der „Orientierung“ an einer gesetzten, „idealen“ Norm, sondern berührt grundlegende Fragen des Verhältnisses von wissenschaftlicher und Alltagserklärung, die Weber auch in den späteren methodologischen Aufsätzen immer wieder aufnimmt.

Gedanken von Alfred Schütz vorwegnehmend, begreift Weber die Idealtypen der Wissenschaftler und die diffuseren praktischen Ideen der Handelnden als unterschiedlich weit gehende „Synthesen“, die aufeinander bezogen sind. Das wird besonders deutlich beim Staatsbegriff (vgl. 1973: 200f): Wenn man sich vorstellt, was der empirischen Wirklichkeit des Begriffes „Staat“ entspricht, dann findet man „eine Unendlichkeit diffuser und diskreter menschlicher Handlungen und Duldungen, faktischer und rechtlich geordneter Beziehungen, teils einmaligen, teils regelmäßig wiederkehrenden Charakters, zusammengehalten durch eine Idee, den Glauben an tatsächlich gelten sollende Normen und Herrschaftsverhältnisse von Menschen über Menschen“. Dieser Glaube ist „auf das mannigfaltigste abschattiert in den Köpfen der Einzelnen vorhanden“. Der *wissenschaftliche* Staatsbegriff ist demgegenüber eine Synthese, die „wir“ (die Wissenschaftler) zu bestimmten Erkenntniszwecken vornehmen, aber er ist auch aus den „unklaren Synthesen, welche in den Köpfen der historischen Menschen vorgefunden werden“, abstrahiert.⁹

„Der konkrete Inhalt aber, den der historische ‚Staat‘ in jenen Synthesen der Zeitgenossen annimmt, kann wiederum nur durch Orientierung an idealtypischen Begriffen zu Anschauung gebracht werden. Und ferner unterliegt es nicht dem mindesten Zweifel, daß die Art, wie jene Synthesen, in logisch stets unvollkommener Form, von den Zeitgenossen vollzogen werden, der ‚Ideen‘, die sie sich vom Staat machen, – die deutsche ‚organische‘ Staatsmetaphysik z. B. im Gegensatz zu der ‚geschäftlichen‘ amerikanischen Auffassung, – von eminenter praktischer Bedeutung ist, daß mit anderen Worten auch hier die als geltensollend oder geltend *geglaubte praktische* Idee und der zu Erkenntniszwecken konstruierte theore-

⁹ Vgl. die Bemerkung Webers in „Die Grenznutzenlehre und das ‚psychophysische Grundgesetz‘“: „Die ‚Alltagserfahrung‘, von der unsere Theorie ausgeht . . . ist natürlich der gemeinsame Ausgangspunkt *aller* empirischen Einzeldisziplinen. (.) allein jede von ihnen ‚überwindet‘ oder ‚sublimiert‘ dabei die Alltagserfahrung in anderer Weise und nach anderer Richtung.“ (1973: 199)

tische Idealtypus nebeneinander herlaufen und die stete Neigung zeigen, ineinander überzugehen.“ (1973: 201)¹⁰

Weber sagt also, daß die empirische Analyse tatsächlich gegebenen „Staatsbewußtseins“ an die Konstruktion eines Idealtyps gekoppelt sein muß, um die empirischen „Synthesen“ der Untersuchten „zu Anschauung“ zu bringen. Dies entspricht der üblichen Auffassung vom Idealtyp als „Abstandsmaß“. Er kommt hier indes nicht auf die Idee, das „Staatsbewußtsein“ empirisch zu erfragen zu suchen, wie es die heutige Erforschung von Meinungen, Deutungsmustern, Gesellschaftsbildern etc. täte. Aus ihrer Sicht könnte es scheinen, als ob bei Weber der Idealtyp von Bewußtseinsformen auch ein Ersatz für die fehlende Möglichkeit gewesen ist, die „mannigfachsten Abschattierungen“ empirisch zu erheben. Aber Weber würde vermutlich mit zwei Argumenten antworten: a) Die Dimensionierung von Bewußtseinsformen, die Bildung von Unter-Skalen etc. sei sinnlos ohne einen klaren Begriff dessen, was z. B. unter „Staat“ zu verstehen ist. b) Dieser Begriff muß ein Idealtyp sein, weil nur er die Gewähr dafür liefert, die „Kulturbedeutung“ des Staates bzw. des Staatsbewußtseins zu erschließen.

Was Weber in dem vorangehenden Beispiel aus der Sicht des Wissenschaftlers beschreibt, der idealtypische Konstruktionen im Rückgriff auf das Alltagsbewußtsein entwickelt und der dieses wiederum am Idealtyp mißt, kann umgekehrt – aus der Sicht der Gesellschaftsmitglieder – diesen als „praktisch zu erstrebendes Ideal oder doch als Maxime für die Regelung bestimmter sozialer Beziehungen vorgeschwebt haben“. (1973: 196 – Beispiel des Nahrungsschutzes, der aus der Theorie von Thomas von Aquin in die mittelalterliche Stadtwirtschaft eingegangen ist)

Damit betont Weber im Begriff des Idealtyps die *umgangssprachliche* Bedeutung von „Ideal“ als praktischer Verhaltensmaxime und stellt hier weniger – wie sonst üblich – auf die wissenschaftliche Bedeutung als „reiner“ gedanklicher Konstruktion ab. Die idealtypischen Synthesen der Wissenschaftler und die praktisch herrschenden, unvollkommenen Synthesen der übrigen Gesellschaftsmitglieder mögen zwar begrifflich voneinander zu trennen sein – Weber wird später vom „logischen

Abgrund“ (1973: 444) sprechen – sie gehen aber auch ineinander über, wie Weber vor allem in seiner Kritik an Stammerl und im „Logos-Aufsatz“ von 1913 darlegt.

3.2 Empirische Geltung einer gesetzten Ordnung und durchschnittliche Erwartungen

Die im „Objektivitätsaufsatz“ aufgeworfene Frage nach der praktischen Bedeutung von Ideen und Normen vertieft Weber im 4. Abschnitt seiner Kritik an Stammerl (1973: 322ff), in der er das Verhältnis von Verhaltens-Maximen zu Regeln im Sinne von Normen und von empirischen Regelmäßigkeiten entwickelt. Dabei argumentiert er, daß eine Ordnung nicht nur deshalb gilt, weil ihre Normen für verbindlich gehalten werden (so Parsons' einseitige Lesart), sondern auch deshalb, weil sich die Handelnden an Zweck-Maximen orientieren (Vgl. dazu Ch. Hopf 1986). Er wiederholt hier den Gedanken aus dem „Objektivitätsaufsatz“, daß die „ideale“ Regel nicht nur als Maßstab für das Aufdecken „irrationaler“ Abweichungen fungiert, sondern umgekehrt auch zur Beantwortung der Frage dient, „welches Maß *faktischer* Regelmäßigkeit durch das Streben nach ihr [der idealen Regel – W.H.] kausal herbeigeführt ist“. (1973: 329)

Am Anspruch, in der Orientierung an rationalen Maximen und Normen eine kausale Ursache für empirische Regelmäßigkeiten zu sehen, hält Weber auch im „Logos-Aufsatz“ fest. Aus vier Gründen kommt ihm eine zentrale Stellung in Webers methodologischen Überlegungen zum Verhältnis von gedanklicher Konstruktion und empirischer Regelmäßigkeit zu:

1. Indem Weber konsequent die idealtypischen Begriffe (z. B. Vergemeinschaftung, Vergesellschaftung, Einverständnishandeln, Zweckverband, Anstalt) auf der Verhaltensebene abbildet und explizit die faktische Abweichung von der „idealen“ Regel einbezieht, gelangt er zu den Kategorien der „durchschnittlichen Erwartung“ und „Chance“, die seine Begriffsbildung in den „Soziologischen Grundbegriffen“ bestimmen wird.
2. Mit dieser empirischen Auflösung stellt Weber das Verhältnis zwischen dem Idealtyp des Wissenschaftlers und dem realen, durchschnittlichen Handeln der Gesellschaftsmitglieder auf eine differenziertere Grundlage, als es früher der Fall war.
3. Diese Differenzierung erlaubt es, einer empirisch verfahrenen „inhaltlichen Soziologie“ klare

¹⁰ Dieselbe Argumentationsfigur wiederholt Weber auf S. 206 für die wissenschaftliche Analyse der Struktur der Sprache und die empirische Analyse des faktischen Sprachgebrauchs. Zur empirischen Rechtsordnung analog 1973: 348ff.

Teilaufgaben bei der Untersuchung der Geltungsgründe einer Ordnung zuzuweisen.

4. Da für die Orientierung an einer gesetzten Ordnung das „psychische“ Verhalten oder die „inneren Lagen“ der Beteiligten unerheblich sind (1973: 452), diese vielmehr nur beim nicht-zweckrationalen Gemeinschafts- und Einverständnishandeln eine Rolle spielen, werden die systematischen Unterschiede einer empirischen Erforschung des Durchschnittshandelns unterstrichen: es sind *kognitive* Deutungen (z. B. Alltagstheorien) bei der rationalen Orientierung an einer gesetzten Ordnung und innere *Motive* beim Gemeinschafts- und Einverständnishandeln.

Wie sieht Webers Antwort auf die Frage: Was heißt empirische Geltung einer zweckrational gesetzten Ordnung? aus, wenn die Abweichung von ihr explizit berücksichtigt wird?¹¹ Hierzu entwickelt er einen langen, komplizierten Gedankengang, der in zwei Schritten rekonstruiert werden soll. Die Argumentation ist derart kompakt, daß eine sorgfältige Auslegung erforderlich ist:

a) Daß Dieb, Totschläger und Falschspieler der Ordnung *zuwiderhandeln*, heißt für Weber nicht, daß sie sich nicht an ihr orientieren. Die empirische Geltung der Ordnung kann vielmehr zweierlei bedeuten,

„1. daß tatsächlich (subjektiv) die Einzelnen im Durchschnitt wie die Falschspieler und Diebe die Erwartung hegen, daß die *anderen* Vergesellschafteten ihr Verhalten durchschnittlich so gestalten werden: ‚als ob‘ sie die Innehaltung der gesetzten Ordnung zur Richtschnur ihres Handelns nähmen; 2. daß sie, nach der durchschnittlich anzuwendenden Beurteilung von Chancen menschlichen Sichverhaltens, solche Erwartungen hegen *konnten* (eine besondere Formung der Kategorie der ‚adäquaten Verursachtheit‘). Logisch ist an sich beides (1 und 2) streng auseinanderzuhalten. Das eine ist ein bei den das Beobachtungsobjekt bildenden Handelnden *subjektiv* vorliegender, d. h. vom Forscher als ‚durchschnittlich‘ angenommener, Tatbestand. Das andere ist eine von dem erkennenden *Subjekt* (Forscher) *objektiv* unter Berücksichtigung der *wahrscheinlichen* Kenntnisse und Denkgepflogenheiten der Beteiligten zu kalkulierende Chance.“ (1973: 443f).

Obwohl zwischen beiden Fällen ein „logischer Abgrund“ liegt, koinzidieren sie „der Tatsache nach“

(1973: 444). Die Frage lautet: Was heißt das, und wie kann das geschehen?

Der Ausgangspunkt für Webers Überlegungen lautet, daß die Existenz von „Abweichern“ nicht das eigentliche Problem darstellt: auch sie orientieren sich (nur eben nicht „entsprechend“) an der gesetzten Ordnung. Er muß daher einen allgemeineren Zugang zum Problem finden und stellt es in einen andern Kontext. Im ersten Schritt setzt er die konformen Mitglieder mit den Abweichern gleich: die Einzelnen hegen im Durchschnitt – genauso wie die Falschspieler und Diebe – die Erwartung, daß die andern Gesellschaftsmitglieder ihr Verhalten so gestalten werden als ob sie die gesetzte Ordnung zur Richtschnur ihres Handelns machten. Die Motive für diese Erwartung und die Handlungskonsequenzen dürften bei Abweichern und Nicht-Abweichern höchst verschieden sein, spielen für die empirische Geltung einer gesetzten Ordnung jedoch keine Rolle. Subjektiv und im Durchschnitt gehen „wir alle“ davon aus, daß „die anderen“ sich so verhalten, als ob sie sich an der geltenden Norm orientierten. Das würde bedeuten, daß die Geltung einer Ordnung sich wie ein Spinnennetz aus den zerbrechlichen Als-ob-Fiktionen über die durchschnittliche Normkonformität der Mitmenschen knüpft.

Weber reicht diese geradezu „konstruktivistische“ Auffassung jedoch nicht aus – er fügt die weitere Bedingung hinzu, daß die handelnden Gesellschaftsmitglieder – „nach der durchschnittlich anzuwendenden Beurteilung von Chancen menschlichen Sichverhaltens“ – auch solche Erwartungen hegen konnten – d. h. daß sie rational begründet sind.

Während der erste Fall eine Erwartung bezüglich des Handelns der Mitmenschen betraf, geht es im zweiten Fall um die Begründung dieser Erwartung. Beides soll empirische Geltung einer Ordnung heißen, wobei noch unklar ist, ob es sich um alternative oder zusammengehörige Ausprägungen handelt. Weber behauptet, beide Fälle seien „streng logisch“ auseinanderzuhalten, aber vom Gegenstand her – Erwartungen und ihre rationalen Begründungen – ist das zunächst nicht nachvollziehbar. Der „logische Abgrund“ entsteht vielmehr durch die Verknüpfung der Perspektive des Handelnden mit der des Wissenschaftlers, die Weber auf merkwürdige Weise doppelt verklammert:

„Das eine ist ein bei den das Beobachtungsobjekt bildenden Handelnden *subjektiv* vorliegender, d. h. vom Forscher (sic!) als ‚durchschnittlich‘ angenommener, Tatbestand. Das andere ist eine von dem erkennenden *Subjekt*

¹¹ In diesem Rahmen ist eine ausführliche Würdigung des Logos-Aufsatzes von 1913 nicht möglich. Ich beziehe mich auf die für das Argument entscheidenden Passagen (1973: 442–445), die Weber in Kurzform am Beispiel des Gemeinschaftshandelns wiederholt (1973: 456, letzter Absatz).

„empirische Geltung einer gesetzten Ordnung“		
	Erwartung d. Normkonformität d. Andern	Begründung für d. Erwartung
Gesellschafts- subjekt	1 tatsächliche „subjektive“ Als-Ob-Erwartung,	< 2 subjektive Begründung d. Erwartung>
Wissenschaftler	3 „im Durchschnitt angenom- men“ <aber prinzipiell empi- risch erhebbar>	4 „kalkulierte Chance unter Berück- sichtigung der wahrscheinlichen Kenntnisse u. Denkgepflogenheiten der Beteiligten“ <sinngemäß ebenfalls „im Durch- schnitt angenommen“ und prinzipiell empirisch erhebbar>

Abbildung 1

(Forscher) *objektiv* unter Berücksichtigung der *wahrscheinlichen* Kenntnisse und Denkgepflogenheiten der Beteiligten (sic!) zu kalkulierende Chance.“

In die sachliche Unterscheidung zwischen der Erwartung konformen Handelns durch die Beteiligten und der Begründung dieser Erwartung schiebt sich die Perspektive von Gesellschaftssubjekt und Wissenschaftler. Schematisch kann dies wie in Abbildung 1 dargestellt werden.

Wenn Weber vom „logischen Abgrund“ zwischen den „beiden Fällen“ im Zitat spricht, stellt er in Wirklichkeit die Konstellation (1) des Schemas den Konstellationen (3) und (4) gegenüber, d. h. er koppelt die Unterscheidung in der Sache (Erwartung versus Begründung der Erwartung) mit den Perspektiven der Handelnden und des Wissenschaftlers. Die Konstellation (2) – die tatsächlichen subjektiven Erwartungs-Begründungen der Handelnden, d. h. „Alltagstheorien“ im heutigen Sinn – erscheinen selbst nicht (wie die tatsächlichen „subjektiven“ Erwartungen), sondern sind in der Chancen-Kalkulation durch die Wissenschaftler als wahrscheinliche Kenntnisse und Denkgepflogenheiten der Handelnden enthalten. Indem sie „im Durchschnitt angenommen“ werden (bei prinzipiell möglicher empirischer Erhebung), gewinnen breitere Verhaltensbereiche an Bedeutung, die auch vergleichendem Wissen des Wissenschaftlers entstammen können. So jedenfalls wäre der Ausdruck „nach der durchschnittlich anzuwendenden Beurteilung von Chancen menschlichen Verhaltens“ zu interpretieren: als Chancen jeglichen, d. h. auch vergleichbaren menschlichen Verhaltens. „Weil die Beteiligten Menschen mit diesen

und jenen Merkmalen sind und andere vergleichbare Menschen sich so und so verhalten, werden auch diese Beteiligten sich so verhalten.“ Die Merkmale – z. B. eine bestimmte Sozialisation, die Zugehörigkeit zu einem Milieu, ähnliche Interessen – fungieren dabei als *Prädiktoren* rationalen Verhaltens.¹²

b) Das oben entworfene, an Webers eigenen Überlegungen orientierte Schema weist nachdrücklich aus, in welchem Maß die Frage nach der Geltung einer Ordnung in empirisch zu beantwortende Teilfragen zu kognitiven Mustern – Erwartungen, Alltagstheorien, Chancenkalkulationen – zerlegt werden könnte. Weber zieht diese Konsequenz hier allenfalls begrifflich dadurch, daß er nun stets von „Chancen des Verhaltens“ oder „durchschnittlichem Verhalten“ spricht. Dem Theoretiker – nicht dem Empiriker – bleibt gleichwohl die Aufgabe vorbehalten, Idealtypen zu entwickeln und das, was empirisch erhoben werden könnte oder anderswo erhoben wurde, begründet zu unterstel-

¹² Erstaunlicherweise sagt Weber an keiner Stelle dieses Arguments, daß es zur objektiven Beurteilung der empirischen Geltung einer Norm ja auch gehören könnte, explizit nachzusehen, ob sie eingehalten wird. Das liegt vermutlich daran, daß er die empirische Geltung einer Norm hier ziemlich eng als *Bewußtseinsproblem* behandelt und erst später – beim Einverständnishandeln – die Frage aufwirft, „inwieweit aus dem durchschnittlich etwa in ‚Regeln‘ angebbaren Sinngehalt des Einverständnisses durchschnittlich generelle Regelmäßigkeiten des praktischen Verhaltens folgen“ (1973: 460).

len, ja sogar die vom Wissenschaftler objektiv kalkulierten Chancen selbst als „Erkenntnisgrund“ für das Vorhandensein der subjektiven Erwartungen bei den Beteiligten anzunehmen. Daher wölbt sich über die bisherige empirisch bezogene Argumentation die Einbeziehung von reinen Konstruktionen rationalen Handelns. Im unmittelbaren Anschluß an das oben auf S. 132 wiedergegebene, längere Zitat fährt Weber fort:

„Bei Bildung genereller Begriffe schätzt aber die Soziologie ein durchschnittliches Maß von Vorhandensein der zur Abschätzung jener Chancen erforderlichen ‚Fähigkeiten‘ des Auffassens auch den am Handelnden Beteiligten als subjektiv vorhanden zu. Das heißt: sie setzt ein für allemal idealtypisch voraus, daß objektiv vorhandene Durchschnittschancen von den zweckrational Handelnden durchschnittlich auch subjektiv annähernd in Rechnung gestellt werden. Daher soll auch uns die empirische ‚Geltung‘ einer Ordnung in der objektiven Begründetheit jener Durchschnittserwartungen (Kategorie der ‚objektiven Möglichkeit‘) bestehen. In dem speziellen Sinn: daß uns nach Lage der jeweils durchschnittlich wahrscheinlichen Tatsachenberechnung ein subjektiv seinem Sinngehalt nach *durchschnittlich* an ihnen orientiertes Handeln als ‚adäquat verursacht‘ gilt. Dabei fungieren also die *objektiv* abschätzbaren Chancen der möglichen Erwartungen auch als zulänglicher verständlicher *Erkenntnisgrund* für das wahrscheinliche Vorhandensein jener Erwartungen bei den Handelnden.“ (1973: 444)

Der „volle Zirkel“ im Verhältnis von empirischem Durchschnittshandeln und Idealtypenbildung wird damit geschlossen: beim Idealtyp wird vom Wissenschaftler unterstellt, daß die Mitglieder der Gesellschaft sich ähnlich rational verhalten, wie die Wissenschaftler bei der anspruchsvollen, spezialisierten Kalkulation objektiver Chancen. Die „einseitige Steigerung“, die die utopische Konstruktion des Idealtyps darstellt, kann zumindest in diesem Beispiel der empirischen Geltung einer rational gesetzten Ordnung genauer benannt werden: sie liegt darin, daß die subjektive Erwartungs-Begründung der Gesellschaftssubjekte (Konstellation 2 im Schema) ersetzt wird durch die ihnen an Rationalität überlegene Erwartungs-Begründung des Wissenschaftlers (Konstellation 4). Handelt es sich um mehrere Handelnde, so besteht bei idealtypischer Konstruktion die „einseitige Steigerung“ darin, daß angenommen wird, daß tendenziell alle sich dementsprechend verhalten. Nur so ist der Ausdruck „durchschnittlich“ im ersten Satz des letzten Zitats zu verstehen – d. h. nicht als empirischer Durchschnitt.

Es wurde weiter oben noch offengelassen, ob die beiden von Weber unterschiedenen Fälle der empirischen Geltung einer Ordnung alternativ zu ver-

stehen sind oder nicht. Die Antwort, die die zuletzt zitierte Passage hierauf gibt, erscheint unklar. Denn in die oben getroffenen Unterscheidung a) zwischen der subjektiven Erwartung und ihrer Begründung sowie b) der Perspektive der Gesellschaftssubjekte und der Perspektive des Wissenschaftlers schiebt sich nun zusätzlich noch c) die Unterscheidung zwischen der Perspektive des idealtypisch verfahrenenden und des empirisch „generelle Regeln des Geschehens“ ermittelnden Soziologen. Das verknüpfende „Daher soll auch uns die empirische ‚Geltung‘ einer Ordnung ...“ ist deshalb ausgesprochen mißverständlich; denn es verbindet nun die Frage der empirischen Geltung einer Ordnung mit den gedanklich-konstruktiven, kontrafaktischen Kategorien der objektiven Möglichkeit und adäquaten Verursachung. Eine deutliche Unterscheidung zwischen einer empirisch-soziologischen Untersuchung der tatsächlichen subjektiven Konformitätserwartungen und ihrer Begründung und der idealtypischen Konstruktion hätte hier eine größere Klarheit verschafft. Sie hätte ohne die Kategorien der objektiven Möglichkeit und der adäquaten Verursachung auskommen können, die eher für historische Fragen sinnvoll sind als für die hier diskutierten. Zu einer klareren Trennung hätte beigetragen, wenn Weber den Fall (2) im Schema – die subjektiven Alltagstheoretischen Erklärungen der Beteiligten – explizit berücksichtigt hätte, weil dann konsequent aus der Sicht der Gesellschaftssubjekte die Bedingungen der empirischen Geltung einer Ordnung hätten benannt werden können.

Sieht man davon ab, daß zwischen den Erwartungen an die Konformität der Mitmenschen und ihrer Begründung kaum ein „logischer Abgrund“ liegen kann, so enthält Webers Argumentation also zwei „logische Abgründe“ statt eines einzigen. Der eine liegt zwischen dem wissenschaftlichen Wissen und den „Synthesen“ der Gesellschaftssubjekte. Der andere – innerhalb des wissenschaftlichen Wissens – zwischen den idealtypischen Konstruktionen und dem empirischen Wissen über jene Synthesen, seine Bestimmungsgründe und Ergebnisse. Aber die Diskussion zeigt auch, wie eng sich beide „der Tatsache nach“ berühren können.

4. Motive des Vergemeinschaftungshandelns und „inhaltliche Soziologie“

Bis zu diesem Punkt der Argumentation im Logos-Aufsatz spielten inhaltliche Motive zu ordnungskonformen Verhalten keine Rolle. Die offenkun-

dige Differenz zwischen der lediglich kalkulatorischen Normorientierung von Dieben, Falschspielern und Totschlägern einerseits und der Normkonformität aus Überzeugung oder Interesse andererseits macht Weber hier gerade nicht zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen. Dies entspricht seiner Auffassung, daß rationales Vergesellschaftungshandeln vom „psychischen“ Verhalten und „inneren Lagen“ der Beteiligten unabhängig ist:

Ob sich die Beteiligten den vereinbarten Ordnungen „lediglich aus nüchterner Zweckmäßigkeitserwägung oder aus leidenschaftlichem Attachement an die vereinbarten oder vorausgesetzten Vergesellschaftungszwecke, oder unter widerwilliger Hinnahme dieser als unvermeidlichen Übels, oder weil sie dem Gewohnten entsprechen, oder warum sonst, fügen – dies ist für die Existenz der Vergesellschaftung so lange gleichgültig, als, im Effekt, in einem soziologischen relevanten Umfang die Chance jener Orientierung an der Vereinbarung tatsächlich besteht“. (1973: 452)

Eine solche Unabhängigkeit von inneren Motiven ist dagegen beim nichtzwekrationalen „Einverständnishandeln“ nicht gegeben – z. B. bei der Beteiligung an einer Sprachgemeinschaft, an einer Freundschaft oder erotischen Beziehung, aber auch beim Einverständnis in Herrschaft.

Anders als das zwekrationale Handeln (Um-zu-Motiv im Sinne von A. Schütz) ist das nicht-zwekrationale „Einverständnishandeln“ stark von vergangenheitsbezogenen Weil-Motiven bestimmt. Weber kennt solche Weil-Motive in der Form psychologischer Erklärungen. Aus seinen verschiedenen methodologischen Aufsätzen spricht die Abneigung, die er vor den meisten „Reduktionen“ sozialen Handelns auf psychologische Faktoren oder Gesetze – in der Form der ihm bekannten Psychologie! – empfand.¹³ Mehrfach betont er, wie gänzlich verschieden („heterogen“) die individuellen Motive für ein bestimmtes Verhalten sein können (vgl. 1973: 452 und 460).

Das schließt jedoch nicht aus, daß sich die „inhaltliche Soziologie“ der empirischen Erfassung der

Weil-Motive beim nicht-zwekrationalen Einverständnishandeln und beim Gemeinschaftshandeln annimmt. Dieses kann zwar durch sehr heterogene innere Lagen und Zwecke des Einzelnen bedingt sein – es lassen sich aber

„für die einzelnen, nach der vorwaltenden subjektiven ‚Sinnrichtung‘ zu scheidenden Arten von Gemeinschaftshandeln sowohl wie speziell von Einverständnishandeln sich recht wohl Motive, Interessen und ‚innere Lagen‘ inhaltlich angeben (.), welche durchschnittlich am häufigsten deren Entstehung und Fortbestand begründen. Eben diese Feststellung ist ja eine der Aufgaben der inhaltlichen Soziologie. Solche ganz allgemeinen Begriffe aber, wie sie hier zu definieren waren, sind notwendig inhaltsarm“. (1973: 460)

Wir können nun bilanzieren, in welcher Beziehung Webers Erörterung der empirischen Geltung einer gesetzten Ordnung sowie des Einverständnis- und Gemeinschaftshandelns dazu führt, die Aufgaben einer empirischen Soziologie des Durchschnittshandelns zu präzisieren. Weber unterscheidet die „Bildung genereller Begriffe“, die „notwendig inhaltsarm“ sind, von einer „inhaltlichen Soziologie“. Während im ersten Fall idealtypische Verhaltensannahmen getroffen werden, befaßt sich die „inhaltliche Soziologie“ empirisch auf unterschiedliche Weise mit realen Durchschnittsbildungen:

1. Die empirische Untersuchung der durchschnittlichen, subjektiven Erwartung der Gesellschaftsmitglieder über die Konformität ihrer Mitmenschen sowie die subjektive, alltagstheoretische Begründung dieser Erwartung stellt gewissermaßen eine Minimalbedingung dar.
2. Über den Wahrnehmungshorizont der Beteiligten hinaus können andere, hier Prädiktoren genannte Faktoren untersucht werden, die plausibel machen, weshalb die Handelnden die subjektive Erwartung hegen konnten.
3. Die empirische Überprüfung des tatsächlichen normkonformen oder nichtkonformen Verhaltens stützt die Analyse der Geltung einer Ordnung *vom Erfolg* des sinnhaft orientierten Handelns aus zusätzlich ab.

Handelt es sich in den ersten beiden Fällen um kognitive Muster, so ist 4. beim Einverständnishandeln und bei bestimmten Formen des Gemeinschaftshandelns die Erklärung seines Entstehens und Fortbestands durch empirische Rückführung auf Motive und innere Lagen sogar notwendig. Bei diesen vier Punkten, das muß deutlich gesagt werden, handelt es sich nur um *Teilbereiche* einer empirischen Soziologie des Durchschnittshandelns. Andere Bereiche regelten sozialen Handelns – wie etwa Brauch, Sitte oder Handeln aus Interessenlage – bleiben dabei gänzlich unberück-

¹³ Vgl. exemplarisch seine Kritik der Ableitung der Grenznutzentheorie aus dem Weber-Fechnerschen Gesetz (1973: 384–399). Weber betont häufig die unvereinbaren Erkenntnisinteressen von Psychologie und Soziologie bei äußerlich identisch erscheinenden „Objekten“ oder die Unerheblichkeit psychologischer Kategorien beim rational orientierten Handeln. Davon nimmt er eine um unbewußte Motive bemühte „verstehende Psychologie“ aus, zu der er die Psychoanalyse und Nietzsches Theorie des Ressentiments rechnet. (1973: 434)

sichtigt. Aber in der Mehrzahl dieser Handlungsbereiche stellt sich nicht das Problem des „Übergangs“ des Idealtyps in das tatsächliche Durchschnittshandeln.

5. Schluß

Die von Lazarsfeld/Oberschall vermutete Abwehr Webers gegen psychologische Erklärungen, die seine Ambivalenz gegenüber einer quantitativen, empirisch verfahrenen Einstellungsforschung verständlich machen sollte, stellt sich nun in einem etwas andern Licht dar. Für dasjenige Handeln, das einen der Mittelpunkte seiner Arbeiten bildete, das zweckrationale Handeln, war zumindest in der Perspektive idealtypischer Konstruktionen der Soziologie eine psychologische Fundierung unnötig. Für Weber war das rein zweckrationale Handeln, das das Denken in den Kategorien Mittel und Zweck einschließt, weder ein Feld für die Erforschung unterschiedlicher Motive noch ein Tummelplatz für die verschiedenartigsten subjektiven Konstruktionen von Realität, sondern – zumal in der Grenzform des „entscheidenden Mittels“ für nur einen Zweck – der Inbegriff an Berechenbarkeit und Regelmäßigkeit, ja Gesetzmäßigkeit des Handelns des Einzelnen und des Handelns Vieler. In „Knies und das Irrationalitätsproblem“ hat er eindrucksvolle Formulierungen dafür gefunden, daß die Freiheit von äußeren Zwängen und „Trübungen durch Affekte“ zugleich die strengste Determination des Handelns einschließt (vor allem 1973: 132).

Dies heißt aber nicht, daß die empirische Erforschung der „allgemeinen Regeln des Geschehens“ auf psychologische Konzepte verzichten kann, ja ohne sie überhaupt sinnvoll ist. Am Beispiel der empirischen Geltung einer rational gesetzten Ordnung und des Einverständnis- und Gemeinschaftshandelns zeigte sich, daß Weber sehr wohl systematisch für psychologische oder sozialpsychologische Konzepte Platz ließ, die in einer „inhaltlichen Soziologie“ verwendet werden können. Das stimmt vollkommen mit seiner Auffassung einer Motivzusammenhänge erschließenden, verstehenden Soziologie überein.

Die weitergehende Frage lautet nur, *wie* der von den Handelnden subjektiv gemeinte Sinn als Erklärungsmoment des sozialen Handelns im Durchschnitt vieler Akteure erschlossen wird und wie die „Erfahrungsprobe“ erfolgt, die die Kausaladäquanz der Deutung erweisen muß. Gerade die letzte Teilfrage sprengt den Rahmen dieses Auf-

satzes. Sie würde voraussetzen, die sehr unterschiedlichen Umschreibungen dieser „Erfahrungsprobe“ bei Weber einmal zu systematisieren: sie reicht vom einzelnen „Erfolg des Handelns“ über beobachtete „Regelmäßigkeiten“ bis hin zu statistischen Verknüpfungen zwischen Indikatoren unterschiedlichen Handelns.

Aus heutiger Sicht sei angefügt, daß der Weber'schen Forderung nach kausaladäquater Erklärung des Handelns durch die Entwicklung der statistischen Techniken in einem Ausmaß entsprochen wurde, das weit über seine – schon erstaunlich modernen – empirisch-statistischen Vorstellungen hinausgeht. Dabei ist in vielen Fällen über den Zwang, komplexe empirische Zusammenhänge eindeutig zu ermitteln, der empirischen Sozialforschung sogar der Bezug zum sozialen Handeln abhandengekommen (vgl. Turner 1983: 516). Dies ist jedoch keine zwingend notwendige Entwicklung, wie die seltenen Versuche zeigen, im Sinne der methodologischen Vorgaben Webers eine statistisch anspruchsvolle und doch subjektiven Sinn erschließende Sozialforschung zu betreiben (vgl. z. B. C. Marsh 1982).

Literatur

- Allerbeck, K., 1982: Zur formalen Struktur einiger Kategorien der verstehenden Soziologie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 34: 665–676.
- Burger, T., 1976: Max Weber's theory of concept formation. *History, laws, and ideal types*. Durham NC: Duke Univ. Press.
- Döbert, R., 1989: Max Webers Handlungstheorie und die Ebenen des Rationalitätskomplexes. S. 210–249 in: J. Weiß (Hrsg.), *Max Weber heute. Erträge und Probleme der Forschung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Gorges, I., 1980: Sozialforschung in Deutschland 1872–1914. *Gesellschaftliche Einflüsse auf Themen- und Methodenwahl des Vereins für Socialpolitik*. Königstein/Ts.: A. Hain.
- Heckmann, F., 1979: Max Weber als empirischer Sozialforscher. *ZfS* 8: 50–62.
- Hopf, C., 1986: Normen und Interessen als soziologische Grundbegriffe. *Kontroversen über Max Weber. Analyse und Kritik* 8: 191–210.
- Käsler, D., 1978: Max Weber. S. 40–177 und 514–520 in: D. Käsler (Hrsg.), *Klassiker des soziologischen Denkens*. 2. Band. *Von Weber bis Mannheim*. München: Beck.
- Kern, H., 1982: *Empirische Sozialforschung. Ursprünge, Ansätze, Entwicklungslinien*. München: Beck.
- Kruse, V., 1990: *Von der historischen Nationalökonomie zur historischen Soziologie. Ein Paradigmenwechsel in den deutschen Sozialwissenschaften um 1900*. *ZfS* 19: 149–165.

- Lazarsfeld, P. F., 1965: Wissenschaftslogik und empirische Sozialforschung. S. 37–49 in: E. Topitsch (Hrsg.), Logik der Sozialwissenschaften. Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch.
- Lazarsfeld, P. F., Oberschall, A. R., 1965: Max Weber and empirical social research. *American Sociological Review* 30: 185–199.
- Lindner, C., 1986: Max Weber als Handlungstheoretiker. *ZfS* 15: 151–166.
- Marsh, C., 1982: The survey method. The contribution of surveys to sociological explanation. London usw.: George Allen & Unwin.
- Münch, R., 1982: Theorie des Handelns. Zur Rekonstruktion der Beiträge von T. Parsons, E. Durkheim und M. Weber. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Prewo, R., 1979: Max Webers Wissenschaftsprogramm. Versuch einer methodischen Neuerschließung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Schmidt, G., 1980: Max Webers Beitrag zur empirischen Industrieforschung. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 32: 76–92.
- Tenbruck, F. H., 1959: Die Genesis der Methodologie Max Webers. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 11: 573–630.
- Turner, S. P., 1983: Weber on action. *American Sociological Review* 48: 506–519.
- Wagner, G., Zipprian, H., 1985: Methodologie und Ontologie: Zum Problem kausaler Erklärung bei Max Weber. *ZfS* 14: 115–130.
- Weber, M., 1973: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. 4. Aufl. hrsg. v. J. Winckelmann. Tübingen: J. C. B. Mohr (P. Siebeck).
- Weber, M., 1976: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. 5. revid. Aufl. hrsg. v. J. Winckelmann. 1. Halbband. Tübingen: J. C. B. Mohr (P. Siebeck).
- Weiß, J., 1975: Max Webers Grundlegung der Soziologie. München: Verl. Dokumentation.